

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 1

Artikel: Eine Seele
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 1 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 6. Januar 1923

— Eine Menschenseele. —

Von Oskar Kollbrunner.

Ich bin der Woge gleich ins Meer verspült
Und die wie Brandung ist zu ihrer Zeit
Und ruhlos gierig ihre Welt durchwühlt —
Und ich bin Meer und seine Ewigkeit
Und seine Ebbe, seine heil'ge Ruh
Und bleiern schwer in meiner Schläferheit.

Und mandymal liege ich unendlich tot
Und fiebere hin wie gelber Wüstenfand
Und bin Gebet nach kühlem Morgenrot. —
Laß' gold'nen Weizen rinnen durch die Hand...
So rinne ich von mir in einem zu;
Mein Leib allein hat irdischen Bestand.

Ich bin vom Leben tausendfach durchblüht;
Von tausend Wesen weiß ich alles Leid
Und alle Lust, die ihrem Herz entglüht,
Und meine eigene Verworrenheit.
Ich weiß nicht, was und wie und wo ich bin;
Ich bin mit einer irren Welt auf Du,
Doch an mich selber kam ich niemals hin.

— Eine Seele. —

Roman von Ruth Waldstetter.

Im Hause des Rentners Gunar Stein war an einem Aprilabend eine ansehnliche Tischgesellschaft versammelt. Sie hatte sich eben vom Essen erhoben und in die Wohnzimmer begeben, wo der Kaffee gereicht wurde. Der Hausherr ging als guter Wirt plaudernd von einem zum andern und forderte hin und wieder einen der Herren auf, mit ihm einen Augenblick in sein Arbeitskabinett einzutreten.

Was diese Gesellschaft von andern unterschied, war der Umstand, daß die meisten der Gäste sich zu irgend einem persönlichen Zweck eingefunden hatten. Gunar Stein lebte erst seit zehn Jahren in der Stadt, und er besaß trotz allen seinen Bemühungen noch nicht eine gefestigte gesellschaftliche Stellung. Er war der Sohn eines getauften Juden und hatte von seinem Vater ein beträchtliches, in Polen erworbenes Vermögen geerbt, war damit nach Schlesien übersiedelt und hatte sich dort mit einer armen und nicht mehr jungen norddeutschen Adligen verheiratet, welcher er ein Heim und den ihr zum Leben unentbehrlichen Komfort bot. Sie hatte ihm drei Kinder geboren, zwei Söhne und eine Tochter, und war gestorben, als der Jüngste erst acht Jahre zählte. Gunar Stein siedelte nach ihrem Tode nochmals westwärts und ließ sich in einer regen und schönen Universitätsstadt

nieder, die ihm die nötigen Möglichkeiten zur Ausbildung und zum Vorwärtstommen seiner Söhne zu bieten schien. Der älteste, Siegfried, hatte damals eben sein Reisezeugnis erworben und widmete sich dem Studium der Medizin, dem Wunsche seines Vaters gemäß. Er kam diesem auch noch weiter nach, indem er sich spezialisierte, doch nicht, wie Gunar ihm riet, als Frauenarzt, sondern als Psychiater. Die Tochter, Grete, führte, seit sie erwachsen war, dem Witwer mit Fleiß und Geschick den Haushalt. Der Jüngste, Gerold, wurde von seinem Vater zum Juristen bestimmt: aber der blonde, sanfte Junge stellte sich diesem Plan im Alterwerden mit einem freimütigen Eigenwillen entgegen, den er, wie manchen anderen Charakterzug und auch sein Äußeres, irgendwoher aus der mütterlichen Verwandtschaft geerbt haben mochte. Merkwürdigerweise schien der Vater eben für diese ihm etwas fremde Natur eine besondere Vorliebe zu haben, und so wuchs der mutterlose Knabe unter der nachsichtigen Zuneigung des ihm innerlich fernstehenden Vaters in einsamer Unabhängigkeit auf.

Gunar Stein hatte in den zehn Jahren seines Aufenthaltes am neuen Wohnort verschiedene Enttäuschungen erlebt. Der Eingang in die gute Gesellschaft der Stadt

war ihm beinahe unmöglich gemacht worden. Das Sprungbrett der politischen Tätigkeit, das er bestiegen hatte, indem er sich an die Sozialdemokratie angeschlossen, mußte er in Rücksicht auf die Dozentenlaufbahn seines Sohnes verlassen; denn in der vom Fiskus unterstützten Universität spielten parteipolitische Erwägungen bis in die Wahl der Gelehrten hinein. Der neue Zugewanderte hatte sich endlich entschlossen, sich eine Stellung durch großzügige Wohltätigkeit und ehrenamtliches Wirken zu erobern, und er war zur Zeit der erwähnten Gesellschaft noch mit der schrittweisen und von manchen Zufälligkeiten abhängigen Ausführung dieses Planes beschäftigt.

Der Herr, mit dem sich Stein an diesem Abend am meisten unterhielt und den er auch längere Zeit bei sich im Arbeitszimmer sah, war der Architekt und Unternehmer Flitt, ein fixer junger Mann von sorgfältig gepflegtem Äußern, dessen rasch auffassender Blick im Gegensatz stand zu seiner bieder bedächtigen Art des Sprechens.

Als der Hausherr mit ihm das Arbeitszimmer verließ, sagte er befriedigt lächelnd zu den Nächststehenden: „Also, meine Verehrtesten, Herr Flitt will so nett sein und uns das Sanatorium — oh, pardon, so darf man ja nicht sagen — uns die Heilanstalt an einem Tage dieser Woche — vielleicht Mittwoch? — zeigen und uns als das Moderne und Schöne, das er in den Bau und die Anlage hinein-geheimnist hat, erklären.“

„Oh, ich bitte Sie, die Herrschaften werden ja nach so großen Versprechungen schwer enttäuscht sein — also Mittwoch?“ sagte Flitt, indem er ein Notizbuch aus der Tasche zog und sorgfältig das Datum eintrug.

„Na, erlauben Sie,“ rief Stein fröhlich, „ich hoffe, daß man im Gegenteil von meiner Schöpfung sehr entzückt sein wird!“ Und er wandte sich zu seiner nächsten Umgebung und sagte behaglich: „Ich habe ja selber, wissen Sie, nur eine durchaus unklare Vorstellung, wie dieses Ding eigentlich geworden und gewachsen ist. Eines Tages kommt da nämlich mein Sohn zu mir und sagt: „Papa, ich muß ein Sanatorium haben; bitte, baue mir ein Sanatorium.“ Alles lächelte; Stein sah sich im Kreise um und fuhr fort: „Ja, buchstäblich, er will und muß ein Sanatorium haben, um dort interessante Fälle zu studieren, die er in der städtischen Anstalt nicht bekommt, weil sie — weil sie eben nicht schwer genug oder zu subtil sind. Ja, was wollen Sie, wenn einer sagt, es ist für die Wissenschaft, für die Menschheit! — Also das Ding steht nun, und ich darf kommen und sehen, was man mit meinem Gelde angestellt hat.“ —

Siegfried war hinter Flitt getreten und sagte leise: „Na, Na!“ Aber Stein, den das ungläubige und belustigte Lächeln der Zuschauer ermutigte, schloß mit pffiffigem Augenzwinkern: „Ich habe aber auch meine Ueberzeugung in der Tasche, wissen Sie, die niemand kennt.“

Er hatte bei seinen Worten einen jungen Mann von sehr gepflegtem und fast frauenhaft schönem Äußern ins Auge gefaßt, der abseits am Fenster lehnte, und er drängte nun seine wohlbeleibte Gestalt durch die Umstehenden zu ihm hin. „Herr Stephan, Sie haben doch keine Abhaltung am Mittwoch?“ redete er ihn an. „Ein Mensch wie Sie, der so reizende kleine Sachen schreibt, ficht ja überall etwas

auf und macht wieder etwas Schönes daraus. Sie müssen unbedingt mitkommen. Und wenn Sie Lust dazu fühlen und Sie können den Eindruck in einem Ihrer feinen Feuilletons verwerten, — man weiß ja nie — so machen Sie mir eine ganz persönliche Freude damit. Uebrigens,“ fuhr er fort, indem er Stephan mit dem Zeigefinger auf die Weste tippte, „ist Ihre Sache im Vorstand der Musikschule zur Sprache gebracht; sie wird in der nächsten Sitzung endgültig erledigt, und ich kann Ihnen — nun sagen wir, einigermaßen Hoffnung machen, ich darf das verantworten — daß Sie die Stunden bekommen.“ Stephan war errötet; es prägte sich eine leichte Mißstimmung auf seinem Gesicht aus, und er schien in Verlegenheit, wie er sich zu dieser Nachricht und ihrem Ueberbringer verhalten sollte.

„Es ist Ihnen doch recht? Sie haben doch um mehr Beschäftigung ersucht?“ fragte Stein.

„Gewiß. Ich bin Ihnen außerordentlich verpflichtet,“ antwortete Stephan förmlich mit einer tiefen Verbeugung.

„Na, schon gut, schon gut,“ rief der andere im Weiter-schreiten.

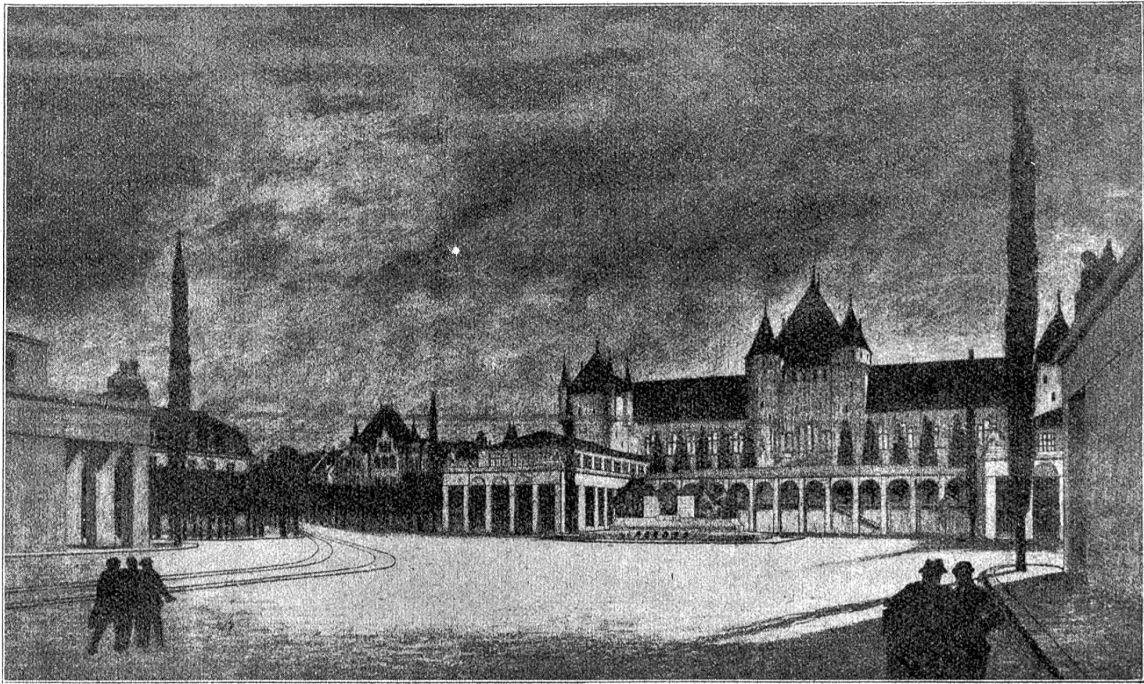
Der junge Mann war während des ganzen Abends auffallend zerstreut gewesen und hatte sich auch gar nicht bemüht, das zu verbergen. Er schien im Banne eines starken Eindrucks zu stehen, und wer seine Blicke verfolgte, konnte sich überzeugen, daß seine Aufmerksamkeit von einer jungen Dame in Anspruch genommen wurde, die allerdings sehr apart aussah. Sie war kaum mittelgroß und wirkte doch ungewöhnlich in ihrer geraden Schlantheit und stolzen Haltung, die ein Gewand von weicher Seide frei zur Geltung kommen ließ. Das Gesicht war von zarter und schöner Farbe und ganz von einem Paar tiefdunkler Augen beherrscht. Stark ausgeprägte Linien verliehen ihm einen Ausdruck klarer Bewußtheit. Beim Lachen nahm der empfindsame Mund einen kindlichen Ausdruck an, der den strengen Schnitt der Züge vergessen ließ.

„Pikanter Kontrast, nicht wahr?“ flüsterte jetzt eine Stimme an Stephans Ohr, als neben die junge Dame eine zweite Frau getreten war und ihren Arm in den der andern schob. „Sehen Sie, wie gut ich es mit Ihnen meine,“ lachte Siegfried Stein, indem er zwei Reihen großer, starker Zähne zeigte, „das hübscheste und ungleichste Schwesternpaar der Stadt, und so verliebt ineinander!“

„Ich sehe nichts von Verliebtheit. Ich sehe nur die natürliche Zuneigung zweier Schwestern,“ sagte Stephan, indem er sich abwandte. Seine Sprache klang etwas geziert, als lauschte er selber dem Ton und Ausdruck seiner Rede.

Die beiden Frauen bildeten in der Tat einen reizvollen Gegensatz. Die ältere, die wohl achtundzwanzig Jahre zählen mochte, war groß, voll und blond, hatte Bewegungen von einer schönen Leichtigkeit und zeigte jenen verschleierte Blick träumerischer blauer Frauenaugen, der so sehr zur Ergründung reizt. Eine Ähnlichkeit der beiden Schwestern lag nur in dem ehrlichen, zugleich ernsten und kindlichen Ausdruck der unteren Gesichtspartie. Ein Mund, der nicht lügt, hätte man von beiden sagen können.

Jetzt trat ein schmaler, blonder junger Mensch, der die Abzeichen einer Primanerverbindung trug, der jüngste Sohn des Gastgebers, auf die beiden Damen zu und stellte ihnen einen Herrn von vielleicht vierzig Jahren vor. Stephan



Die Umgestaltung des Helvetiaplatzes und des Historischen Museums nach dem Wettbewerbentwurf (I. Rang) von Max Zeerleder, Architekt, in Bern.

gewahrte eben noch das scharfe, bedeutende Profil des Ankömmlings; dann wurde er von der Tochter des Hauses an den Serviertisch gerufen, wo bereits eine Aufstellung von Champagnerkühlern, Biergläsern und Zitronenpressen neue Genüsse verhiess.

„Nun habe ich Sie endlich zusammengebracht!“ sagte drüben Gerold Stein, indem er fröhlich von einem zum andern sah.

„Sie müssen wissen, daß mir Gerold schon monatelang von Ihnen und Ihren schönen Stunden erzählt und mir Ihre persönliche Bekanntschaft als die Krone und Vervollständigung seiner Schilderungen verheißen hat,“ sagte die jüngere der beiden Damen.

„Wenn ich das geahnt hätte, so würde ich gewiß Herrn Steins Pionierarbeit für mich nicht durch mein persönliches Erscheinen abgebrochen haben,“ antwortete ihr Gegenüber. „Aber wollen wir uns nicht setzen?“

Während man in einer Ecke Platz nahm, sagte Gerold zu der jüngeren der Damen: „Nun, Charlotte, überlasse ich dir großmütig den Herrn Professor, damit du deine Fragen anbringen kannst.“

Die Angeredete errötete schweigend und sah in diesem Augenblick so anziehend aus, daß ihr Nachbar sie mit sichtlichem Interesse beobachtete, während er in lebenswürdigem Tone sagte: „Fragen? Ich bin beschämt, daß Sie mich Unbekannten so beehren wollen.“

Charlotte blickte nachdenklich vor sich hin und fing ernsthaft und treuherzig an: „Sie sind mir wirklich nicht ganz fremd. Gerold hat mir immer mit so viel Wärme von Ihnen erzählt. Er hat mir bisweilen auch allerlei aus Ihren Vorträgen wiederholt, und dabei handelte es sich ja nicht nur um Wissenschaft, sondern auch um persönliche Ueberzeugungen. Sie wissen wohl gar nicht, was Gerold an Ihnen hat und wie sehr Sie ihn beeinflussen?“

„Ich glaube, ich könnte Ihnen diese Frage mit noch mehr Recht zurückgeben,“ antwortete der Professor, indem er einen aufmerksamen Blick in das Gesicht der Sprechenden warf, die offenbar seine Sympathie erweckte.

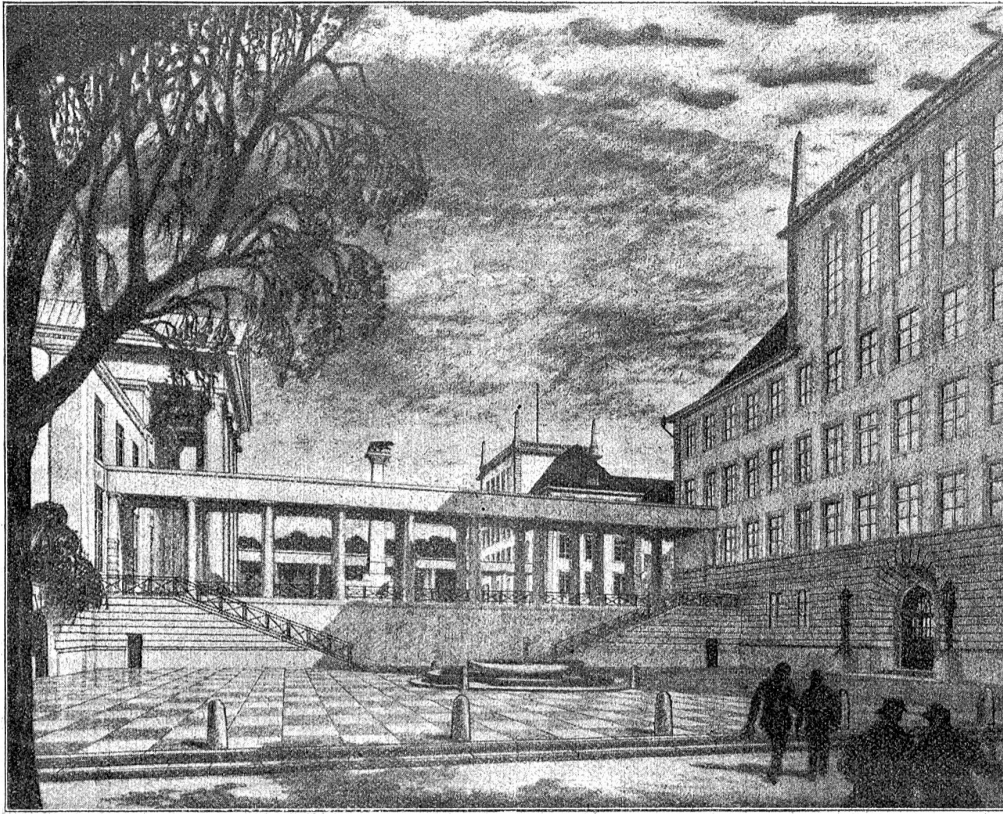
„Wir sind allerdings alte Freunde, Gerold und ich,“ antwortete Charlotte. „Seit ich mit Grete Stein zur Schule ging, komme ich oft hier ins Haus. Und dann war immer dieser hübsche, stille Junge da; er kam zu uns Badfischen herein und stand bei uns — es schien mir oft so, als suche er einfach ein wenig Menschenwärme. Grete war natürlich sehr nett zu ihm und sorgte für ihn — sie ist die geborene Hausfrau; — mir hat er dann mit der Zeit seine Anliegen ausgekramt; nun sehen wir uns jede Woche ein paarmal.“

Der Professor hatte sie während ihrer Rede mehrmals mit einem unauffälligem Blick gestreift, und sein markantes Gesicht, das eine kühne Stirn und eine weit vorspringende, schmale Nase auszeichneten, nahm dabei einen ungewöhnlich milden Ausdruck an. Sie schwiegen jetzt beide; dann sagte er halblaut: „Und nun wollten Sie mich etwas fragen?“

„Ich weiß nicht, ob man es hier kann,“ antwortete Charlotte, indem sie sich umblückte.

„Oh, hier wird mancherlei verhandelt, Geschäfte, Anstellungen — Heiraten!“ sagte Professor Faber und machte dazu sein gewöhnliches, fast spöttisches Gesicht. „Sehen Sie nur zum Beispiel, wie dort Herr Kummer an Stein heran redet. Die beiden verhandeln sicherlich keine Theorien — überhaupt, wer in der heutigen Gesellschaft ereifert sich noch über Theorien! — sondern Herr Kummer pumpt den Papa Stein ganz einfach wieder für ein sogenanntes wohlthätiges Werk an.“

Charlotte errötete plötzlich. „Nun, daran tut er recht,“ sagte sie bestimmt.



Der Neubau des Gymnasiums in Bern (Nordseite) nach dem Wettbewerbentwurf (I. Rang) von Max Zeerleder, Architekt, in Bern.

„Ja, das Geld muß seinen Kreislauf haben,“ entgegnete der Professor trocken.

„Wie kommt es nur, daß ich so oft Herrn Kummer und seine Bestrebungen verteidigen muß?“ fragte Charlotte, indem sie sich mit einer spontanen Bewegung ganz zu Faber wandte.

„Ich kenne Herrn Kummer nur sehr flüchtig,“ antwortete er. „Aber glauben Sie nicht, daß man bei Menschen wie Kummer den Eindruck haben kann, ihr Tun entspringe weniger einem Ueberschuß an Kraft, als einer inneren Schwäche und Zwiespältigkeit?“

„Nun, wenigstens geht aus diesem Zwiespalt etwas unanfechtbar Nützliches hervor,“ erwiderte sie fast heftig, „während alle die vielen anderen Schwächlinge dazu noch eitel sind und sich mit einer unnützen Geschäftigkeit zu hohlen Größen aufblafen. Ueberhaupt, was wurzelt wohl nicht in einem Zwiespalt?“

Er hatte ihr schroffes Reden erstaunt vernommen und sagte nun: „Ich mache Ihnen mein Kompliment für Ihre Massenaburteilung.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ueberbauung des Museumareals auf dem Kirchenfeld.

Vor kurzem waren in der Aula des städtischen Gymnasiums die 43 eingereichten Wettbewerbentwürfe für den Neubau dieser Schulanstalt öffentlich ausgestellt. Da das Wettbewerbs-Programm zugleich Vorschläge zur Ueberbauung und Ausgestaltung des ganzen Areals von der Kirchenfeldbrücke bis zur Kirchenfeldstraße verlangt hatte, erhielt

ein weiteres Publikum durch diese Ausstellung Gelegenheit, einen Einblick zu tun in die interessante Aufgabe, die zu lösen der städtischen Baudirektion II zur Stunde obliegt. Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern dieses wichtige Bauproblem an Hand des in den ersten Rang gestellten Vorschlages des Hrn. Architekten Max Zeerleder näher erläutern zu können.

Das leuchtende Vorbild des Stadtgründers, der Alt-Bern so zweckmäßig und wohlgeordnet auf die Aarehalbinsel gestellt hat, macht es unserer Generation zur Selbstverständlichkeit, daß sich die künftige Bauentwicklung Berns planmäßig und nach ästhetischen Grundsätzen vollziehen muß. Diese Erkenntnis beherrschte leider nicht alle Bauperioden unserer Stadt, sonst hätte es nicht geschehen können, daß große öffentliche Gebäude wie das Archivgebäude, die Münze, die Eichstätte u. a. m. fast wie Privathäuser ins Stadtbild

hineingestellt wurden, d. h. ohne daß auf die architektonischen Bedürfnisse der Stadt Bedacht genommen worden wäre. Heute weiß man die Möglichkeiten zur Bildung schöner Plätze zu schätzen. Öffentliche Gebäude sollen repräsentativen Charakter haben, sollen wenn irgend angängig in räumliche und ästhetische Beziehung zueinander gebracht werden. Wie das gemacht werden kann, dafür brauchen wir ja die Beispiele nicht in Paris und Wien zu suchen; wir haben sie in unserer Stadt vor Augen, wenn auch nur in verkleinerten Maßstäben; unser Parlamentsplatz und der Victoriaplatz dürfen sich in dieser Hinsicht sehen lassen.

Durch den Wettbewerb zur Erlangung von Projekten für den Gymnasiums-Neubau war der Anlaß gegeben, die Frage der Um- und Ausgestaltung des Helvetiaplatzes gleichzeitig mit der der Ueberbauung des Museumareals ins Auge zu fassen und dafür eine Lösung zu suchen.

Es liegen dieser theoretischen Aufgabe außer dem Platzbedürfnis des Gymnasiums noch andere reale Momente zu Grunde. Die Landesbibliothek strebt nach einem eigenen Dach, da ihm die jetzigen Mieträume zu eng geworden sind. Wo könnte ihr Neubau günstiger platziert werden als auf dem in Frage stehenden Areal? Ferner muß für eine nähere oder entlegenere Zukunft die Erweiterung des historischen Museums ins Auge gefaßt werden, und endlich bestehen schon seit Jahren die Pläne zur Errichtung eines Alpenmuseums und eines Schulmuseums.

Was die Umbauung des Helvetiaplatzes anbelangt, so wurde diese Frage aktuell durch die Aufstellung des Welttelegraphendenkmals, die die Unzulänglichkeit des jetzigen Zustandes auch für den Laien augenfällig macht. Der Platz hat durch das Denkmal eine ganz andere Aufgabe erhalten. Er ist nicht mehr Platz an sich, sondern er soll die Umgebung des Denkmals bilden. Und diese sollte mit dem Kunstwerk im Einklang stehen. Heute erfüllt der Helvetiaplatz diese Aufgabe ganz und gar nicht. Das Denkmal geht darauf verloren; die farbige und vielgestaltige Fassade des historischen Museums dominiert den Platz zu stark; das Portal